

### 3. Sonntag nach Trinitatis, Dürrenroth, 16.06.2024

Lesung AT: Micha 7,18-20

Lesung Epistel: 1. Timotheus 1,12-17

Predigttext: Lukas 15,1-10

**Es nahten sich ihm aber alle Zöllner und Sünder, um ihn zu hören. Und die Pharisäer und die Schriftgelehrten murrten und sprachen: Dieser nimmt die Sünder an und isst mit ihnen. Er sagte aber zu ihnen dies Gleichnis und sprach: Welcher Mensch ist unter euch, der hundert Schafe hat und, wenn er eines von ihnen verliert, nicht die neunundneunzig in der Wüste lässt und geht dem verlorenen nach, bis er's findet? Und wenn er's gefunden hat, so legt er sich's auf die Schultern voller Freude. Und wenn er heimkommt, ruft er seine Freunde und Nachbarn und spricht zu ihnen: Freut euch mit mir; denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war. Ich sage euch: So wird auch Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße tut, mehr als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.**

**Oder welche Frau, die zehn Silbergroschen hat und einen davon verliert, zündet nicht ein Licht an und kehrt das Haus und sucht mit Fleiß, bis sie ihn findet? Und wenn sie ihn gefunden hat, ruft sie ihre Freundinnen und Nachbarinnen und spricht: Freut euch mit mir; denn ich habe meinen Silbergroschen gefunden, den ich verloren hatte. So, sage ich euch, ist Freude vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße tut.**

Liebe Gemeinde

Es ist unschwer zu erkennen, dass beide Gleichnisse in verschiedenen Bildern etwa dasselbe aussagen.

Ich kann mich mit diesen Gleichnissen gut identifizieren. Auf vielerlei Weise, aber zunächst auf einer ganz banalen Ebene. Es geht hier ja um Verluste.

Das kenne ich sehr gut. Ich bin jemand, der viele Dinge verliert, der schon viele Sachen liegen gelassen hat. Schon als kleines Kind habe ich immer die Schulsachen, meine Jacken, meinen Regenschirm irgendwo liegen gelassen.

Und auch heute noch lasse ich häufig Bücher, Regenschirme oder gar meinen Rucksack im Zug liegen, weil ich in meinen Gedanken abgeschweift bin.

Diese meine Nachlässigkeit ist zwar ärgerlich, aber nicht weiter dramatisch. Weit weniger lustig ist es, wenn wichtigeres verloren geht. An einem Sommertag badeten wir mit Freunden in einem Fluß, als plötzlich eine Frau kreischend und verzweifelt nach ihrem Kind gesucht hat. Alles war in heller Aufregung, jeder suchte mit der jungen Mutter mit. Entsetzen und Bestürzung machte sich breit.

Groß war dann die Erleichterung als nach einer qualvollen halben Stunde das Kind – ich weiß nicht mehr woher – aufgetaucht ist. Für die Mutter war es, als ob sie ihr verstorbenes Kind wieder lebend zurückerhalten hat. Ihre Gefühle – eine Mischung aus Freude, Erschütterung und Erleichterung – kann man nur schwer beschreiben.

Womöglich konnte diese Mutter diese Gleichnisse nun besser nachvollziehen! Doch auch wir, die wir hoffentlich solch schlimme Erfahrungen nicht machen mussten, können uns gut in die einzelnen Personen in diesem Gleichnis hineinversetzen.

Es hat zunächst einen besonderen Anlass, dass Jesus diese Gleichnisse erzählt. Allerlei Zöllner und Sünder kamen zu Jesus, um ihn zu hören. Es waren also Menschen, deren Gesellschaft man mied. Väter zeigten auf sie und sagten zu ihren Kindern: so sollt ihr nicht sein.

Doch genau zu ihnen ging Jesus und aß sogar mit ihnen, was eigentlich nach dem jüdischen Gesetz verboten war. Sehr zum Missfallen der Pharisäer, die das Gesetz Gottes in jedem kleinsten Detail einhielten. Sie fühlten sich daher den anderen überlegen und trugen das auch zur Schau.

Jedenfalls haben sie Jesus vorgeworfen, dass er sich mit diesem Gesindel von Zöllnern und Sündern abgibt. Von einem Gesetzeslehrer, der ja Jesus vorgab zu sein, war ein anderes Verhalten zu erwarten.

Diesen Pharisäern nun erzählte Jesus diese Gleichnisse. Es ist offensichtlich, dass mit dem verlorenen Schaf und mit dem verlorenen Silbergroschen die Zöllner und Sünder gemeint sind.

Und dass mit den restlichen 99 Schafen und den restlichen 9 Silber Groschen die Pharisäer, die Gerechten gemeint sind. Und mit dem Hirten und mit der Frau Jesus Christus selbst.

Wo verorten wir uns selbst? Denn das Gleichnis will uns ja einladen, uns mit einer der Personen zu identifizieren. Gehören wir zu den Verlorenen, zu den Ausgestoßenen und Verfemten am Rande der Gesellschaft? Wenn ich jetzt in einem Gefängnis oder in einem Heim für Drogensüchtige predigen würde, dann könnte ich das wohl sagen.

Aber hier sitzen ja lauter anständige und ehrbare Menschen. Es wäre etwas lachhaft, wenn wir uns vorschnell mit diesen Verlorenen, mit diesen Randständigen identifizieren würden.

Gehören wir also zu den Gerechten, den Pharisäern? Gehören wir zu denen, die im Leben alles richtig tun, ohne Fehl und Tadel? Gehören wir zu denen, die zurecht auf andere herabschauen dürfen? Ich glaube, es wäre uns dabei doch auch etwas unwohl. Denn mehr oder weniger gut sind wir ja sicher, aber perfekt, ohne Fehl und Tadel?

Und was ist nun noch zuletzt mit dem Hirten? Ist das Verhalten des Hirten wirklich angemessen? Ganz selbstverständlich geht Jesus davon aus, dass doch jeder Hirt so handeln würde, wie im Gleichnis beschrieben: „Welcher Mensch ist unter euch, ... der nicht die 99 in der Wüste alleine zurück lässt und dem einen verlorenen Schaf nachgeht?“

Nun, ich bin kein Experte im Hirtenwesen, aber ich mache nur einfach eine simple Rechnung: lohnt es sich wirklich 99 Schafe alleine zu lassen, sie der Gefahr auszusetzen, dass sie sich ebenfalls verirren, dass sie in der Wüste umkommen vor Durst, dass Raubtiere kommen und sie zerreißen? Nur um ein Schaf aufzusuchen, das zu finden es nicht einmal eine Garantie gibt?

Eine einigermaßen verantwortliche Risikoanalyse würde doch zum Ergebnis kommen, dass dieses Unterfangen bestenfalls risikofreudig, eher aber unverantwortlich ist.

Andererseits: ist es nicht Liebe, die den Hirten antreibt nach dem einen verlorenen Schaf zu suchen? Denn der gute Hirte kennt seine Schafe beim Namen. Wie kann sich der Hirte damit abfinden, eines seiner lieben Schafe verloren gehen zu lassen?

Wie kann er wenigstens nicht alle seine Mühen aufwenden, um dieses eine verlorene Schaf wieder zu finden? Könnte denn eine Mutter – so wie die Mutter, die ich eingangs erwähnt habe –, sagen: nun gut, ich finde eines meiner Kinder nicht mehr, aber halb so schlimm, ich habe ja noch weitere fünf?

Und wenn eines der Kinder krank ist – ist es wirklich unverantwortlich, wenn man diesem kranken Kind mehr Aufmerksamkeit zuwendet, größere Zärtlichkeit, Fürsorge und Liebe zeigt, als den anderen gesunden?

Sagt nicht schließlich Jesus selbst in einer ganz ähnlichen Situation, als sich die Pharisäer schon einmal über seinen Umgang mit den Zöllnern aufgeregt haben: „Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken. Ich bin gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Gerechten.“ (Lukas 5,31f.)

Wir sind uns ja einig, dass ein Kranker mehr Zuwendung und Fürsorge und Sorgfalt benötigt als ein Gesunder. Nicht weil man den Kranken als solchen mehr liebt als den Gesunden, sondern weil er bedürftiger ist.

So braucht auch ein offensichtlicher Sünder mehr Vergebung und mehr zuwendende Liebe als jemand, bei dem alles mehr oder weniger gut läuft.

Aber um die vorhin aufgestellte Frage noch einmal aufzuwerfen: wo verorten wir uns in alledem? Gehören wir zu dem einen verlorenen Schaf? Oder zu den 99 Gerechten, die gar keine Vergebung und Zuwendung brauchen, weil eh alles gut und richtig läuft?

Ich denke wenn wir uns selbst mit anderen Menschen vergleichen, dann befinden wir uns wahrscheinlich irgendwo dazwischen.

Ich glaube nicht, dass hier heute total verachtete Außenseiter der Gesellschaft in der Kirche sitzen. Andererseits glaube ich aber auch nicht, dass jeder von uns alles richtig gemacht hat im Leben. Ich jedenfalls kann das von mir nicht behaupten.

Aber ich denke das ist hier gar nicht der entscheidende Punkt. Sondern die Frage ist vielmehr, wie wir uns selbst vor Gott sehen. Denn Gott vergleicht uns nicht mit anderen Menschen, sondern hat seinen eigenen Maßstab für jeden einzelnen von uns.

Er kennt unser Verborgenes, unser Herz. Sieht, was wir über andere denken, wie wir andere insgeheim verurteilen, auch wenn wir vor anderen Menschen vielleicht einen anständigen Eindruck machen können. Vor Gott sind wir allesamt Sünder.

Und diese Sünde zeigt sich ganz grundlegend. Denn, alles was wir haben und was wir sind, das kommt von Gott. Dass wir ein mehr oder weniger anständiges Leben führen können, das ist nicht unser Verdienst, sondern das ist Gnade.

Oder ist es unser Verdienst, dass wir in günstige Umstände hineingeboren wurden, dass wir gute Eltern hatten, dass wir eine gute Erziehung und Ausbildung genossen konnten, dass wir nicht verlumpt sind vor lauter Hunger und Durst, dass wir in Wohlstand leben können?

Sind wir für all das dankbar? Anerkennen wir, dass wir all das geschenkt bekommen haben von einem liebenden gütigen Vater im Himmel? Sind unsere Herzen erfüllt von Gottesliebe für den Empfang all dieser Wohltaten?

Wenn wir auf diese Fragen nicht wissen wie antworten, dann gibt es ein Kriterium, das uns weiterhelfen kann: nämlich die Liebe zum Nächsten. Unsere Dankbarkeit und Liebe zu Gott zeigt sich darin, wie wir uns gegenüber unserem Nächsten verhalten.

Und das kann jeder beliebige sein: das können eben die Zöllner und Sünder sein, das kann der geizige Börsenmakler sein, der ganze Unternehmen in den Ruin treibt, der drogenabhängige Tunichtsgut, der gewalttätige Mann, der seine Frau schlägt, der politische Extremist, der unschuldige Menschen niederknüpelt.

Das bedeutet natürlich nicht, dass wir deren Verhalten entschuldigen oder gar gutheißen sollen. Das wäre ein Missverständnis, das leider häufig gemacht wird.

Die Frage ist vielmehr, wie wir uns zu ihnen verhalten: sehen wir in ihnen minderwertige Menschen, die wir zu recht verachten dürfen, oder sehen wir in ihnen voller Erbarmen das, was sie sind? Nämlich verlorene Menschen, die der Erbarmung, der Umkehr, der Beziehung zu Gott bedürfen.

Doch der Gradmesser der Nächstenliebe kann bereits weit niederschwelliger sein. Wie stehen wir zu unseren nervigen Nachbarn, zu den Macken unseres Ehemannes, unserer Ehefrau, zu unserem inkompetenten Chef, zu unseren faulen Arbeitskollegen, die ihre Arbeit nicht gut machen?

Auch hier: es geht nicht darum zu entschuldigen, sondern wie wir uns selbst im Verhältnis zu ihnen sehen. Denn schnell schleicht sich ja der Gedanke ein: wären doch alle Menschen so gut wie ich, dann gäbe es keine Probleme in der Welt.

Und genau diese Haltung war ja an den Pharisäern so verwerflich. Dass sie sich selbst so überlegen fühlten gegenüber den anderen. Dass sie sich selbst mit anderen Menschen verglichen und dabei sich selbst und andere auf einer Skala von „die Tugend in Person“ bis „Abschaum der Menschheit“ bewerteten.

Dass sie von sich eingenommen waren, weil sie mehr erreicht haben im Leben, weil sie gebildeter, klüger, gesünder, gesitteter waren als alle anderen. Und dabei vergessen haben, dass alles was sie sind und haben reine Gnade Gottes ist.

Was den Pharisäern fehlte, ist die Demut. Demut bedeutet nicht, sich selber schlecht zu machen. Sondern Demut bedeutet weder sich selbst noch andere zu beurteilen und zu bewerten. Sondern allein Gottes Urteil über sich und über andere gelten zu lassen. Demut bedeutet dankbar zu sein, für alles was man von Gott geschenkt bekommen hat.

Demut bedeutet Liebe. Wenn wir uns selbst und auch die anderen aus dem Blickwinkel des Hirten betrachten. Denn dann erkennen wir, dass Er es ist, der uns in unserem Leben geführt und geleitet, versorgt und geliebt hat. Und zwar jeden einzelnen. Die 99 Gerechten und den einen Verlorenen.

Ja, den einen Verlorenen noch fürsorglicher. Weil dieser Verlorene dessen bedarf. So wie eben die Zöllner und Sünder mehr Zuwendung seitens Jesu bedurften als die Pharisäer, die sich von Jesus doch nur bestätigt wissen wollten, wie tolle Menschen sie sind.

Die Pharisäer meinen Gott besonders nahe zu sein, weil sie scheinbar alles richtig machen. Doch weil sie sich getrennt wissen von ihren Volksgenossen, von den Zöllnern und Sündern, zeigt, dass sie Gott eigentlich fern sind.

Sie sind mehr bei sich selbst und ihren Tugenden als bei Gott. Denn wären sie bei Gott, dann würden sie sich nicht erheben über die anderen, sondern würden vielmehr traurig sein und Schmerzen leiden, dass ihre Brüder und Schwestern auf falsche Wege geraten und verloren sind. Sie würden mit ihnen mitleiden.

Doch weil sie das nicht tun, haben sie die Gemeinschaft mit den Menschen und damit auch mit Gott gebrochen. Und damit das Entscheidende missachtet, egal wie sehr sie sonst bemüht waren das Gesetz Gottes bis ins kleinste Detail zu befolgen.

Das kommt im Gleichnis auch auf symbolische Weise zum Ausdruck. Die Zahl 100 ist eine kosmische Zahl, die Ganzheit ausdrückt. Die Zahl 99 drückt aus, dass etwas fehlt. Die 99 Schafe müssten eigentlich außer sich sein, dass das eine Schaf unter ihnen fehlt. Die Pharisäer müssten aus Liebe traurig und bestürzt sein, dass die Zöllner und Sünder verloren sind. So wie die junge Mutter anfangs, die ihr Kind gesucht hat, außer sich war. Und das sollte auch unser Verhalten sein: Traurigkeit und Schmerz, statt Verurteilung und moralische Überheblichkeit.

So ist es allein der Hirte, der wahre Demut zeigt. Denn er sucht nicht das Eigene, sondern die Verlorenen. Die Sünder zu rufen in die Gemeinschaft des Volkes Gottes. Damit die Ganzheit des Volkes Gottes wiederhergestellt wird.

Und wo die Gemeinschaft mit Gott und die Gemeinschaft unter den Menschen wiederhergestellt wird, dort bricht die Freude des Reiches Gottes an. So wie wir uns freuen, wenn wir einen verlorenen Gegenstand wieder finden, so wie sich die Mutter gefreut hat über ihr wiedergefundenes Kind, so wie Gott sich freut, wenn wir uns von ihm finden lassen, egal ob wir mehr auf der Seite der Zöllner oder mehr auf Seite der Pharisäer stehen.

Und nur wenn wir uns auch mitfreuen können über das glückliche Geschick der anderen, nur dann ist auch die himmlische Freude wirklich vollkommen. Denn Gott will uns an seiner Freude teilhaben lassen.

Mitfreuen können wir uns aber nur, wenn wir unser Herz von Gott erweichen lassen und unsere Mitmenschen aus der Perspektive der erbarmenden Liebe Jesu Christi betrachten, wenn wir uns von Ihm in die Demut und in die Liebe führen lassen.

So mögen wir uns vom guten Hirten, von Jesus Christus finden lassen, und mögen auch wir nun unsererseits die Verlorenen mit herzlichem Erbarmen und mit herzlicher Liebe aufsuchen – damit die Freude noch größer sei. Hier zeitlich und dort ewiglich.

Amen

*Pfr. Gergely Csukás*